Die Hoffnung

Kapitel 1

Als Michelangelo seine Deckenmalerei in der Sixtinischen Kapelle fertiggestellt hatte, beachteten weder der Papst, der ihn dafür engagiert hatte, noch die angesehenen Künstler von Rom die Darstellung in der Mitte der Decke. Dort streckte Gott, den Michelangelo in seiner Kühnheit als ein dem Menschen ähnliches Wesen dargestellt hatte, seine göttliche Hand dem ersten Menschen, Adam, entgegen, der in schöner, aber schlaffer Perfektion ausgestreckt dalag und auf die Berührung wartete, die ihn zum Leben erwecken würde.

Die Reichen, Intellektuellen, Hochwohlgeborenen und Gebildeten lobten die Kapelle bei zahlreichen privaten Besichtigungen und bezeichneten sie als gute, vielleicht sogar bemerkenswerte Arbeit. Sie fanden, dass Michelangelo die schwierigen Krümmungen der Decke gut gemeistert hatte – und das neben der Herausforderung, den Putz zu bemalen, während der noch trocknete. Einzelne Figuren des Freskos wurden kritisiert, aber kein Bereich wurde besonders hervorgehoben.

Erst als sie die Kapelle für die hungrigen Blicke des Volkes öffneten, die auf diesen beiden Fingerspitzen verharrten, die eine göttlich und die andere menschlich, an denen gleich der Funke des Lebens überspringen würde, erkannten die Vertreter des Vatikans und die Gelehrten Roms allmählich, dass *Die Erschaffung Adams* etwas Besonderes war.

Faith Thomas und Andrew Jones waren zwei dieser Menschen aus dem Volk, die im Laufe der Jahrhunderte als Touristen den Blick zur Decke der Sixtinischen Kapelle erhoben hatten und wie angewurzelt dastanden, mit offenem Mund, voller Freude und Staunen. Faith und Jones, wie er von allen genannt wurde, waren in vielerlei Hinsicht nicht unbedingt gewöhnlich; beide waren Mitte zwanzig und sie waren ein attraktives Paar, Faith mit blauen Augen und dunkelbraunem Haar, und Jones groß und blond, seine Augen grün und leidenschaftlich. Unter den Zehntausenden junger Amerikaner, die im Sommer mit dem Rucksack durch Europa zogen, fielen sie auf und zogen genauso viele Blicke auf sich wie die Statuen und Mosaikböden der Paläste, die sie besuchten.

Und doch waren sie ganz gewöhnliche Menschen. Beide kamen aus den Appalachen, sie aus der Bergbaugegend von Pennsylvania und er aus den Blue Ridge Mountains, einem Gebirgszug in Virginia. Sie hatten sich beim Medizinstudium kennengelernt. Jetzt lagen sie rücklings auf dem Boden dieser großartigen Kapelle und blickten zur Decke hinauf. Ihre Köpfe ruhten auf ihren Rucksäcken, die jeder ein zerlesenes Exemplar von *Europa ab 85 Dollar pro Tag* enthielten. Faith machte sich Sorgen, dass die Wachen des Vatikans ihnen sagen würden, sie sollten aufstehen, weil es an Besuchstagen nicht gestattet sei, auf dem Boden der Sixtinischen Kapelle zu liegen, und an anderen Tagen auch nicht. Aber Jones hatte einem von ihnen etwas zugeflüstert, als sie hereingekommen waren, und das Personal schien sie seither zu ignorieren. Vielleicht weil sie zu der letzten Gruppe gehörten, die man an diesem Tag

hereingelassen hatte, bevor die Führungen durch den Vatikan beendet waren.

Die anderen Touristen in ihrer Gruppe hatten die Decke bereits betrachtet; in ihren Augen lag schon der Glanz, der davon kommt, wenn man die Größe eines Kunstwerks einfangen und begreifen will, dessen Thema ebenso wie die Technik der Darstellung über jedes Begreifen hinausgeht. „Die göttliche Berührung“ war etwas, worüber man nachdenken musste; jeder Mensch, der die Augen zu diesem Bild aufhob, wusste, dass es ein Privileg war, es anzusehen. Aber Faith Thomas und Andrew Jones lagen auf dem Rücken darunter und erlebten die Faszination eines besonderen Augenblicks. Auf einem Boden zu liegen, über den Tausende, ja sogar Millionen von Füßen gelaufen waren, hätte ihnen unhygienisch erscheinen können, aber die Heiligkeit des Ortes machte sogar den Fußboden makellos.

„Ist es das Geschenk des Lebens?“, fragte Jones nachdenklich, während sein Blick, im Einklang mit dem von Faith, von den Fingerspitzen, die sich noch nicht ganz berührten, zu Eva wanderte, die in Gottes anderer Hand als für Adam erschaffene Partnerin abgebildet war. „Oder das Geschenk der Liebe?“

„Beides“, flüsterte sie zurück. „Es besagt, dass Liebe und Leben dasselbe sind.“ Ohne den Blick länger als einen flüchtigen Moment abzuwenden, fügte sie hinzu: „Du hast auch solche Hände.“

„Wie Adam? Oder wie Michelangelo?“ Er grinste; sie kannte das schiefe Grinsen, ohne hinsehen zu müssen.

„Wie der mächtige Mann mit dem weißen Haar. Deine Berührung erweckt mich zum Leben.“

In Nachahmung des Gemäldes streckte er ihr die Hand entgegen und sie hob ihre Hand in der gleichen Geste. Aber dann, anstatt ihre Fingerspitze zu berühren, ergriff er ihre Hand, zog etwas aus der Tasche seiner Jeans und streifte es über ihren Ringfinger.

Es war ein Verlobungsring.

Sie drehte sich auf die Seite, sah erst ihren Finger an und dann ihn. Plötzlich küssten sie sich und der ganze Raum voller Touristen applaudierte ihnen und die Wachen zwinkerten Jones zu.

Selbst das Fresko direkt über ihnen schien heller zu leuchten.

Für Faith bestand kein Zweifel daran, dass sie den Augenblick in der Sixtinischen Kapelle ihr Leben lang nicht vergessen würde, selbst wenn dieses Leben noch hundert Jahre dauern sollte. Selbst wenn sie so lange lebte, bis sie sabbernd in der Ecke saß und sich nicht einmal mehr an ihren eigenen Namen erinnerte, würde das Geschehene doch irgendwo in ihrem Herzen ruhen. Während Jones und sie Hand in Hand durch die Tore des Vatikans gingen, sagte sie ihm das.

Er lächelte sanft und seine Augen leuchteten voller Emotionen, und obwohl sie gedacht hatte, dass sie niemals einen Menschen mehr lieben könnte als in dem Augenblick, in dem er ihr den Ring auf den Finger gesteckt hatte, liebte sie ihn jetzt sogar noch mehr als zehn Minuten zuvor. „Du hattest das alles geplant!“, sagte sie. „Wie lange wusstest du schon, dass du es tun würdest?“

„Seit ich dich gefragt habe, ob du mit mir eine Europatour machst.“

„Ich … ich hätte Nein sagen können. Ich hätte … ich hätte zu beschäftigt sein können, um mitzukommen, ich –“

„Nein, das hättest du nicht“, unterbrach er sie. „Ich hätte es nicht zugelassen.“

Sie drückte seine Hand und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, während sie zusammen durch die warmen und überfüllten Straßen schlenderten, die noch immer vom Sonnenschein des Sommers erfüllt waren. Ihr Hotel lag gute drei Kilometer entfernt, aber sie gingen gerne spazieren und würden ein Restaurant finden, in dem sie zu

Abend essen konnten, ein kleines Lokal mit Kerzen auf den Tischen, in dem man das Singen auf der Straße hören konnte. Faith liebte die Tatsache, dass die Italiener ebenso natürlich sangen, wie sie atmeten.

Dann kam ihr ein anderer Gedanke. „War das Ganze eigentlich abgesprochen? Mit dem Wachmann?“

„Irgendwie schon. Luca kennt ihn.“

Luca war ein italienischer Freund, den sie zu Hause in Virginia kennengelernt hatten, wohin er aus Rom gekommen war, um einen Vortrag über *Die Kunst und die Stimme Gottes* zu halten. Sie waren mit Luca nach dem Vortrag essen gegangen und schnell Freunde geworden. Jetzt erwartete Luca sie in einem Restaurant, um Faith noch einmal zu überraschen, diesmal mit einem Abendessen, um die Verlobung zu feiern. Luca hatte mit Jones abgesprochen, dass er ein paar Freunde mitbringen würde, denen weder Faith noch Jones jemals begegnet waren; aber Luca hatte versprochen, dass sie sich gleich wie eine Familie fühlen, eine Familie sein würden. Die Liebe bewirkte das: dass Familien entstanden, wo vorher nur Fremde gewesen waren.

Vier Monate später, mitten im Herbst, fuhren die beiden in die Berge Virginias, und eine Postkarte mit der Erschaffung Adams war am Armaturenbrett von Andrews altem Jeep festgeklebt. Faith saß am Steuer; nach tagelanger Forschungsarbeit und 24-Stunden-Schichten in der Notaufnahme freute sie sich immer darauf, die Unebenheiten der Straße unter sich zu spüren, auf den durchgesessenen Sitzen auf und ab zu wippen und das Summen des Lenkrades unter ihren Händen zu spüren, während sie ins Gebirge fuhren. Dass sie solche Dinge fühlte, sich ihrer bewusst war und dadurch eine ganz besondere Verbindung zur Welt um sich herum hatte, war für Andrew Grund genug, sie ans Steuer zu lassen, obwohl er selbst auch

gerne Auto fuhr, nur eben nicht so gerne wie sie. Er sah ihr zu, während sie fuhr, und lächelte und schüttelte den Kopf und dachte darüber nach, was für ein Glück er doch hatte.

Sie hatten die Universitätsklinik am späten Nachmittag verlassen und die Autostraße 29 in südlicher Richtung genommen, wo sie in den Bezirk Nelson County führte, Virginias ärmste Region. Die Straße allerdings war eine der schönsten Strecken im Bundesstaat; sie wand sich auf und ab durch Ackerland. Häuser und Kirchen und Antiquitätengeschäfte standen dort auf dem Grund und Boden, den Thomas Jefferson zweihundert Jahre zuvor auf seinem Weg von Charlottesville nach Lynchburg überquert hatte, als er zu dem Sommerhaus gereist war, das er an einem Ort namens Poplar Forest hatte errichten lassen. Jones liebte Geschichte, und so dachte er jedes Mal, wenn er auf dieser Straße fuhr, an Jefferson, den unnachgiebigen Bauherrn, der bei der Gestaltung von Monticello und der Universität von Virginia und Uhren und Silberkelchen mitgewirkt hatte und – was kein Zufall war – bei der Gestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika. Faith lächelte geduldig, wenn Jones laut über solche Dinge nachdachte; sie fand sie weniger spannend, sondern eher ungewöhnlich, denn Faith interessierte sich mehr für das, was jetzt war, für die Häuser, an denen sie vorbeifuhren und an denen im Mai oder Oktober noch die Weihnachtsbeleuchtung befestigt war, und für die Familien, die in diesen Häusern lebten. War irgendjemand krank? Warum nahmen sie die Lichterketten nicht ab, damit das Aufhängen zum nächsten Fest wieder etwas Besonderes war? Faith und Andrew waren zwei unterschiedliche Menschen – und diese Unterschiede machten ihrer beider Leben interessanter.

Sie bogen nach Westen ab, als die Sonne gerade hinter den Bergketten unterging und der graue Abendnebel anfing, den Wald einzuhüllen und von der Straße aufzusteigen. Andrew hatte sein Handy am Ohr. Eigentlich telefonierte er nicht gerne, wenn sie im Jeep saßen – ihre gemeinsame Zeit, abseits vom Krankenhaus, war zu

kostbar, und es war nicht so einfach, im Wagen etwas zu verstehen, aber Luca hatte ihn gerade angerufen. Also war er drangegangen, obwohl er für gewöhnlich sein Telefon ganz ausschaltete, wenn er mit Faith in die Berge fuhr.

„Ja, wir sind wieder zu Hause!“, rief er, um die Geräusche der Winterreifen zu übertönen, die auf dem Asphalt sangen. „… Faith? Es geht ihr gut! Sie stolziert vor allen Frauen in Charlottesville herum und gibt damit an, dass sie mich erobert hat.“

Faith boxte ihm gegen die Schulter, dann streckte sie die Hand aus und ergriff die seine. Er drückte ihre Finger und sagte laut ins Handy: „Wir vermissen dich jetzt schon, Luca! … Natürlich bist du zur Hochzeit eingeladen, ich rufe dich an, sobald wir einen Termin haben! … Klar, ich gebe ihr einen Kuss von dir. Und sie lässt dich herzlich grüßen!“ Er beendete das Gespräch und lächelte ihr zu. „Er sagt, ich soll dich nach dem Projekt fragen, über das du mit ihm gesprochen hast, als wir in Rom waren, das mit der neurologischen Wirkung von Musik.“

„Frühe Studien legen nahe, dass der IQ von Kindern höher wird, wenn man ihnen klassische Musik vorspielt. Das hat mich auf einen Gedanken gebracht: Wenn Musik eine Wirkung auf das Gehirn hat –“

„Posttraumatisches Koma. Es könnte bei der Heilung helfen!“

„Bingo, mein Lieber! Siehst du, ich wusste, dass du nicht nur gut aussiehst.“

„Warum funktioniert es eigentlich? Beruhigt die Musik? Regt sie an? Oder werden Menschen gesünder, wenn sie von etwas Schönem umgeben sind?“ Er blickte von der Michelangelo-Postkarte am Armaturenbrett zu Faith hinüber. Sie hatte gerade die Scheinwerfer eingeschaltet und das Licht spiegelte sich sanft auf ihrer Haut.

„Es ist Liebe. Kunst ist ein Ausdruck von Hingabe, ein greifbarer Beweis dafür, dass jemand genug empfand, um etwas Schönes zu erschaffen und mit anderen zu teilen. Vielleicht erreichen wir Ärzte,

indem wir die Patienten berühren, indem wir Anteilnahme zeigen, mehr als mit unserer Wissenschaft."

„Liebe heilt?"

„Liebe heilt."

„Faith ist mit seiner Bedeutung wirklich der richtige Name für dich: Glaube."

Sie lächelte ihn an; dann schnellte ihr Blick zurück auf die Straße und ihre Augen weiteten sich vor Schreck. Sie riss das Lenkrad herum und öffnete den Mund, als wollte sie schreien. Aber selbst dafür war keine Zeit mehr.

Im Bruchteil einer Sekunde war für Andrew Jones alles anders – alles, was er sich erhofft und geplant hatte, alles, woran er im Leben glaubte.

Im Bruchteil einer Sekunde war Faith nicht mehr da.

Kapitel 2

Als Luca von Rom nach Virginia gekommen war, um seinen Vortrag über Kunst und deren Beziehung zu Glaubensüberzeugungen zu halten, waren Faith und Jones noch im Grundstudium gewesen. Faith hatte Jones erzählt, dass sie Kunst studiere, um nackte Männer zu sehen; Jones hatte gesagt, er studiere Kunst, um den Einsatz von Farben zu untersuchen. Jones behauptete, in Wirklichkeit wolle er Bilder von nackten Frauen sehen und Faith wolle untersuchen, welche Beziehungen es gab zwischen dem, woran Menschen glaubten, und dem, was sie schön fanden.

Also waren sie zu der Vorlesung des jungen italienischen Genies gegangen, von dem sie gehört hatten; zu diesem Mann, der Vorträge hielt, ohne ein Skript zu haben, und jede Frage beantworten und stundenlang über Kunst und das Leben und die Schönheit sprechen konnte.

Sie waren beide nicht enttäuscht worden. Luca Manzi war klein, strahlte aber Autorität aus, sowohl durch seine körperliche Erscheinung als auch durch seine Aura der Intelligenz. Doch der Mann

strahlte noch mehr aus als Geisteskraft; er hatte ein großes Herz, und das sah man in seinen Augen. Seine Haare waren italienisch schwarz, seine Augen dunkelbraun, sein Gesicht attraktiv und mit einem Hauch von Bartstoppeln versehen, egal, wann er sich rasiert hatte. Faith und Jones hatten seinen Seminarraum im Hauptgebäude ausfindig gemacht und sich auf Stühlen ganz hinten im Raum niedergelassen, von denen aus sie fasziniert gelauscht hatten, während Luca vor den fünfzig Studenten, die dort versammelt waren, auf und ab ging und über Kunstgeschichte referierte, von den ersten Höhlenmalereien bis zum modernen Film, den Bildern, die sich bewegten und zusammen mit Ton eine Geschichte erzählten. Der untersetzte Italiener hatte all das im Kopf; er sah alles und konnte es aufzeigen und lehren.

Nach der Vorlesung waren sie zu ihm gegangen und hatten ihn eingeladen, mit ihnen zu Abend zu essen. Luca hatte die Einladung angenommen. Seine Augen leuchteten auf und er lachte und sagte dann Ja, er habe noch nicht gegessen und würde gerne etwas Amerikanisches probieren. Faith ignorierte Jones' Einwände und bestand darauf, mit ihm in ein italienisches Restaurant zu gehen, aber auf dem Weg dorthin fingen Faith und Jones an zu streiten. „Er möchte bestimmt etwas probieren, das wir hier italienisch nennen!", flüsterte sie Jones zu, während sie nebeneinander hergingen.

„Unser italienisches Essen kann doch mit seinem sowieso nicht mithalten!", flüsterte Jones zurück. „Virginia-Italienisch ist schließlich nicht Italien-Italienisch."

Luca lachte und sagte: „Die Liebenden streiten, wie es Liebende nun einmal tun! Ich wünschte, ich könnte euch beide malen."

„Sie können nicht malen?", wunderte Faith sich.

„Ich kann noch nicht einmal gut zeichnen", sagte Luca, und sein ganzes Gesicht leuchtete auf, als er lächelte. „Ich unterrichte Kunst, ich liebe Kunst, ich vermittele Kunst, aber ich kann sie nicht erschaffen. Das macht mir aber nichts aus. Die Welt habe ich auch nicht

erschaffen, und trotzdem lebe ich gerne, vor allem, wenn ich mit zwei jungen Menschen zusammen bin, die einander so sehr lieben, wie ihr es tut, und die streiten, als würden sie sich nicht lieben, und denen nichts so wichtig ist wie das, was der jeweils andere denkt."

Jetzt lächelten Faith und Jones beide ebenso strahlend wie Luca. „Also, was möchten Sie gerne essen?", fragte Jones.

„Ich mag Chinesisch", sagte Luca. „Oder ein Steak. Aus Pizza mache ich mir nichts."

Sie lachten und gingen in ein Steakhaus. Und dort führten sie eines der großartigsten Gespräche ihres Lebens. Luca erzählte ihnen von seiner Freundin, einer jungen Frau, die ausgesprochen klug und lebensfroh klang. Während er von ihr sprach, leuchteten Lucas Augen. Die Mutter seiner Freundin war Kunsthändlerin und ihr Vater war in Rom Filmproduzent gewesen. Als Faith fragte, ob sie heiraten würden, schüttelte Luca traurig den Kopf und sagte, sie sei zu jung, aber er habe noch nie eine Frau so sehr geliebt.

„Das heißt, es gibt ein Drama", sagte Jones und wieder explodierte Lucas Gesicht förmlich vor Heiterkeit und er brach in Gelächter aus.

„Ja, es gibt ein Drama!", sagte er mit erhobenen Händen. „Ich liebe Dramen – das tun alle Italiener. Wir können ohne Drama gar nicht leben!"

„Liebt ihr die Kunst deshalb so?", fragte Jones. „Weil sie dramatisch ist?"

„Das Leben ist dramatisch. Schon die Tatsache, dass wir hier sind, ist dramatisch. Wir wurden geschaffen, um zu leben, und am Leben zu sein bedeutet, sich in der Gegenwart Gottes zu befinden."

Faith hatte sich immer gefragt, was das Wesen des Glaubens war. Trotzdem hatte Jones nie das Gefühl gehabt, dass sie versuchte, alle anderen davon zu überzeugen, dass sie dasselbe glauben sollten wie sie; ihm war es vielmehr vorgekommen, als würde sie ihre eigenen Glaubensüberzeugungen zurücknehmen, um zu erfahren, was die Herzen anderer bewegte. *Glauben*, hatte sie immer zu Jones gesagt,

ist ein stärkeres Wort als *wissen*. Und als Luca, der gerade so begeistert über die Wechselwirkung von Kunst und Glaube gesprochen hatte, so mutig verkündete, dass zu leben bedeutete, in Gottes Gegenwart zu sein, erhellte sich ihre Miene. „Was denkst du über Gott?“, fragte sie. „Du bist katholisch, nicht wahr? Wie siehst du also den Glaubensweg? Geht es um Moral, um Gnade, um Rituale? Was meinst du?“

Wieder lachte Luca. „Ich verstehe Glaube sehr unterschiedlich, in jedem Augenblick anders. Ich glaube, ich zweifle; ich lache, ich weine.“ Er trank einen Schluck Wein und sagte dann: „Aber es spielt keine Rolle. Ich muss es nicht verstehen. Niemand versteht es. Es gibt nur zwei Dinge, die jeder wissen muss: Es gibt einen Gott und dieser Gott liebt uns. Mehr müssen wir nicht wissen.“

In dem Augenblick, in dem er diese Worte hörte und die Überzeugung dahinter, wurde Andrew Jones von Freude erfüllt. Nicht die Art von Freude, die einen Menschen zu Tränen rührt, sondern die Art, die einen laut auflachen lässt. Er war glücklich und verliebt und fühlte sich in allem, was er sich erhoffte und erträumte, bestätigt. Er sah Faith an und sah ihr Lächeln, das ihn und die ganze Welt voller Liebe anstrahlte. Dann wanderte sein Blick wieder zu Luca zurück und er sah, dass dieser grinste.

„Ich glaube“, sagte Faith und erhob sich, „dass damit alles gesagt ist, was jemals gesagt werden muss. Und deshalb nutze ich die Gelegenheit, um die Toilette aufzusuchen.“ Sie küsste Jones auf die Lippen und gab Luca dann einen Kuss auf das volle schwarze Haar. Die beiden Männer blickten ihr nach, als sie sich entfernte.

Lucas Augen, so dunkelbraun und verspielt wie die eines Labradorwelpen, richteten sich auf Jones. „Du kannst dich glücklich schätzen“, sagte der Italiener und hob sein Weinglas zu einem Toast.

„Ja. Ja, das kann ich wirklich“, sagte Jones leise. Er lächelte wieder. „Offenbar lieben die Frauen dich, Luca. Wenn du in der Nähe bist, scheinen sie alle aufzuleben, und Faith überlegt schon jetzt, mit wel-

cher von ihren Freundinnen sie dich verkuppeln kann. Warum bist du noch nicht verheiratet? Hast du dich nie richtig verliebt?“

Luca fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und schüttelte mit einem tiefen Seufzer den Kopf. „Doch, sogar oft“, sagte er und hob die Hände. „Ich verliebe mich sehr oft. Aber sie sind immer zu jung für mich oder zu alt oder zu reich oder zu weit weg oder zu sehr mit ihrer Arbeit beschäftigt oder ich mit meiner. Es ist eine Katastrophe!“

Für Jones klang es so, als hätte Luca gesagt: „Esse iste eine Katastrooophe!“, und er bemühte sich ein Lächeln zu unterdrücken, was ihm aber nicht so recht gelang.

Luca lächelte ebenfalls. Aber dann betrachtete er Jones, wie er sich vielleicht ein neues Gemälde eines jungen Künstlers ansehen würde. „Wie habt ihr das gemacht?“, fragte er. „Warum hat es bei euch beiden funktioniert?“

Jones nickte angesichts dieser ernsthaften Frage und dachte einen Augenblick darüber nach. „Ich habe nichts weiter getan“, sagte er. „Ich meine, ich habe mich nicht besonders bemüht. Das brauchte ich nicht. Ich meine, am Anfang und für sie war es auch keine Anstrengung. Weißt du, man lernt einen Menschen kennen und er gefällt einem, und man denkt, so jemanden hätte man gerne, und dann versucht man nett und der Richtige für diese Person zu sein, und man hofft, dass der Zauber geschieht. Aber irgendwann bemüht man sich mehr und der Zauber nimmt ab.“

Jones warf einen Blick in den hinteren Teil des Restaurants, wo Faith in diesem Moment aus der Tür trat, die zu den Toiletten führte. Sie war stehen geblieben, um mit einer Bedienung zu sprechen; offenbar hatte Faith die Ohrringe der Frau bewundert, und die beiden unterhielten sich nun über Schmuck und lachten wie Schwestern. So war Faith – sie liebte jeden und alle liebten sie. „Abends bleibe ich manchmal stehen und sehe zu den Sternen hinauf. Ich nehme an, das tun wir alle, aber während wir die Sterne betrachten,

scheinen unsere Gedanken nur uns selbst zu gehören. Als ich Faith besser kennenlernte, blickte sie eines Abends zu den Sternen hinauf und sagte: ‚Es ist so, als wäre Gott von seiner Erschaffung des Universums so begeistert gewesen, dass er ein Funkeln der Freude am Himmel verteilt hat.'"

„Wow", sagte Luca.

„Ja, wow. Und ich hätte das niemals gesagt, aber es drückte genau mein eigenes Staunen und meine Freude aus. Da wusste ich, dass sie die Frau war, die ich wollte. Für immer."

Faith bahnte sich einen Weg zurück zu ihrem Tisch. „Worüber habt ihr Jungs euch denn unterhalten?", fragte sie und ihre Augen leuchteten vor Glück.

„Über nichts", sagte Jones.

„Und alles", fügte Luca hinzu.

Es gibt einen Gott und dieser Gott liebt uns. Mehr müssen wir nicht wissen. Über diese Worte hatte Jones vor Faiths Tod noch ein paarmal nachgedacht und danach beinahe jeden Tag. Diese Worte machten ihn wütend. Sie machten ihn traurig. Aber er konnte sie nicht vergessen, und zwar nicht, weil er sie glaubte, sondern weil Faith sie geglaubt hatte.

Jones musste diese Worte glauben, auch wenn ihm nicht bewusst war, wie sehr und wie bald er sie würde glauben müssen und dass sie buchstäblich alles bedeuteten.